

Nr. 251 Bydgoszcz/Bromberg, 3. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dieses eintönige Klopfen lockte an den nächsten Tagen manchen Schwarztannler, der gerade unter der Mauer vorbeiging, in den Friedhof. So hatte Heinrich mehrere Stunden des Tages Gesellschaft, und oft lief es ihm zuwider, all die neugierigen Fragen der Heimatgenossen zu beantworten. Jeden Nachmittag und zur gleichen Stunde kam der Schulmeister bei ihm vorbei, sprach eine Weile in seiner rätselvollen Art auf ihn ein und ging dann in die Kirche, um die Orgel zu spielen. Hierauf ging er hinab in die Amtsstube des Schultheißen, um dort seinen Verpflichtungen als Amtsschreiber nachzukommen.

Es fiel Heinrich nicht schwer, vom Kirchberg aus diese täglichen Beobachtungen zu machen; denn ab und zu setzte er doch in seiner Arbeit aus und lehnte sich ermüdet auf die Friedhofmauer, um sich im heimatlichen Tal umzuschauen.

An einem Vormittag nun erschien ein hochgewachsener, bejahrter Mann im Friedhof, der, vielleicht ebenfalls durch das emsige Hämmern angelockt, selbst einmal nach dem Störenfried Ausschau halten wollte. Seine Haare waren vom Alter gebleicht, das hagere Gesicht zeigte strenge, harte Züge, die grauen Augen schauten scharf in die Welt und waren daran gewöhnt, fast gleichzeitig die ganze Umgebung zu umfassen und abzuforschen, und verrieten das hohe Maß von Mut und Entschlossenheit dieses Mannes. Im Gegensatz zur Bekleidung der übrigen männlichen Talbewohner trug er einen Anzug aus schwarzem Samt, wodurch er sich auch schon rein äußerlich von seinen Mitbürgern abhob. Das war Johannes Aigner, der Schultheiß des Schwarztanns, der über die letzte Gewalt der sonderberechteten Gerichtsbarkeit verfügte . . .

Als Heinrich den Schultheißen auf sich kommen sah, warf er das Werkzeug aus der Hand und ging ihm einige Schritte entgegen.

„Ich habe gehört, daß du endlich heimkehrt bist“, begann Johannes Aigner mit tiefer, kerniger Stimme. „Ich grüß dich im Namen des Schwarztanns als den Sohn des Scheibenhofers!“ Er reichte ihm die Hand zum Gruß. In seinem Wesen lag so viel Ernst und Feierlichkeit, daß Heinrich kein passendes Wort zur Entgegnung finden konnte. Darauf ging er auf das Grab zu und besprengte es mit geweihtem Wasser. „M'r hend ihn schwer verloren, den alten Scheibenhofer, und es ist nit einer gsi, der ihm nit nachtrauert hätt!“ Schweigend schaute er auf das Grab nieder. Dann erst wandte er sich wieder dem Künstler zu. „Am Sonntag nach der Kirch kommst du mit deinen Schwestern zu mir in d' Amtsstube, da woll mer dann sehn, was der Vater mit euch beschlossen hat.“

Damit erklärte Heinrich sich gerne einverstanden und richtete dann die Frage an den Schultheißen, ob der Vater nichts Mündliches an ihn hinterlassen hätte; denn es seien jetzt doch gut fünf Jahre vergangen, seit er auf das Testament den Schwur abgelegt habe, und in dieser langen Zeit müßte sich doch manches am Willen des Vaters geändert haben . . .?

Der Schultheiß sah ihn mit einem auffallend tiefen Blick an. Dann schüttelte er den Kopf: Er hätte den Scheibenhofer sogar noch ein paar Tage vor seinem Tod getroffen, und sie hätten auch von ihm, Heinrich, gesprochen. Wenn jetzt nicht, dann komme der Bub wenigstens nach seinem Tod, hätte der Vater gesagt, und alles, was werden sollte, stünde schon mehr als fünf Jahre geschrieben, und er gedenke kein Wort mehr daran zu ändern . . .

Da verfiel Heinrich in ein tiefes Nachsinnen und übersah dabei, daß er vom Schultheiß immer schärfer beobachtet wurde.

Der Schultheiß drückte die Augenlider herab, als hätte er die Gedanken des anderen erraten. „Hast du Angst?“ fragte er plötzlich.

Heinrich hob den Kopf und schaute dem Alten fest ins Gesicht. „Nein.“

„Du bist lang in der Welt draußen gsi! Vielleicht zu lang für an Menschen, der im Schwarztann geboren ist!“

„Wenn man im Glück ist, kommt einem die Zeit nie lang vor.“

„M'r hend davon ghört, daß du draußen a großer Mann geworden bist. Es ist dir keiner drum neidig gsi, aber es ist auch keiner dran froh geworden, am wenigsten der da unterm Boden! Glaub mir!“

Heinrich schaute überrascht auf; das hörte sich ja an wie eine Zurechtweisung. „Ich habe weder dem Scheibenhofer noch dem Schwarztann eine Schande gemacht!“ sagte er scharf.

„Dös bezweifelt niemand. Warum aber bist du so lang fortblieben?“

„Weil ich nicht früher kommen konnte . . .“

Johannes Aigner schüttelte ungläubig den Kopf. „Dann ist's dir auch jetzt schwer gfallen! — — Was ist wichtiger, daß der Sohn dem kranken Vater unter die Arme greift oder dem toten Vater an Grabstein setzt? — Warum hast du so lang gwartet? Unter den Freien vom Freital ist heut a Stuhl leer; die Zeit ist unsicher und wird dös nit lang vertragen! Der Scheibenhof ist a alter Freihof und kein Weiberhof! — — Hast du da nie drandenkt?“

„Nein“, gestand Heinrich etwas unsicher unter dem strengen Blick des Dorfgewaltigen.

„Und wenn dein Vater dir den Hof verschrieben hat?“

„Unmöglich!“ rief Heinrich erschrocken. „Was sollte dann aus meinen Schwestern werden?“

„Die können alleweil noch fortheiraten . .“

Diese Antwort empfand Heinrich als einen Spott, als eine Kränkung, was er auch durch einen Blick zu verstehen gab.

Der Schultheiß zuckte zweifelnd die Schulter. „Wenn nit, dann ist's auch nit gfehlt; der Scheibenhof hat scho fünf

Leut ernährt, aber allzeit is a Mann drauf gsi!" Da keine Entgegnung mehr kam, fuhr der Schultheiß nach einer Weile mit wärmerer Stimme fort: „Dein Vater ist a Schwarztannler gsi, a Freier vom Freital, Heinrich! Wart mer ab, was er am Sonntag sagt. Du bist sein Sohn, und der Schwarztann ist dei Heimat und bleibt es! Auch wenn du zum Bildhauer aus Chur worden bist! Vielleicht wärst du nie zu dem worden, wenn du vordem nit Steinhauer vom Freital gsi wärst! — — Schlag also an Stein, wie er für die Besten gut gnug ist, er hat's verdient!" — — Mit einem kurzen Gruß ging der Schultheiß rüstig und aufrecht davon . . .

Heinrich stand da wie zu einem Stein erstarrt. Er wußte, jetzt hatte der Schwarztann zu ihm gesprochen . . . Aber sein Inneres bäumte sich auf dagegen: Nein, du hast dich getäuscht, Johannes Aigner! Ich bin Bildhauer von Chur, und eure Welt ist viel zu klein für mich! Es ist nichts da, was mich hier festhalten könnte, und auch die Gesetze der Freien vom Freital sollen mich nicht daran hindern, an die Stätte meines Glückes zurückzukehren! — — Bei diesen Gedanken schien seine Gestalt zu wachsen, seine Stirne furchte sich — und dann wandte er sich wieder seiner Arbeit zu, setzte den Meißel an und begann so emsig zu schaffen, als müßte er sich beeilen, mit der Arbeit möglichst rasch fertig zu werden.

Bei jedem Hammerschlag hörte Heinrich sich jetzt von verschiedenen Stimmen angerufen, als wäre er von den Geistern der Toten umgeben, die um ihn herum in den Gräbern ruhten: „Steinmetz vom Freital! — Sohn des Schwarztanns! — Scheibenhofer!" — — Der Schweiß trat ihm auf die Sterne. Stück um Stück sprang von dem ungefügen Steinblock ab, der jetzt allmählich die Form eines breiten Kreuzes annahm. Und als er endlich bei Einbruch der Dunkelheit die Arbeit einstellen mußte, war sein Werk schon so weit gediehen, daß man auf dem Stein schon deutlich das Bild des Gekreuzigten erkennen konnte, um das sich ein steinerner Muschelkranz wand. Bis zum Sonntag, an dem die zahlreichen Kirchenbesucher durch die Gräber wandelten, mußte der Stein stehen. Vielleicht blieb dieses Werk im Schwarztann unverstanden, weil diese Art von Kunst den weltfernen Bewohnern fremd und unbekannt war. Aber er wollte ja keine Anerkennung, sondern nur dem Toten das geben, was er ihm von sich aus schuldig war. Und doch . . . als er seine Arbeit genauer betrachtete, mußte er feststellen, daß sie in ihrer ernsten, schweren Eigenart so gut in den Friedhof des Schwarztanns paßte, als wäre sie von selbst aus dieser Erde gewachsen. Sicher hätte der Stein ein ganz anderes Aussehen bekommen, wenn er ihn in seiner Werkstätte in Chur geschlagen hätte. Es war wirklich ein wundersames Ding, im Schwarztann zu leben und zu wirken . . . Und an diesem Werk erkannte er, daß der Schwarztann seine Seele bereits wieder erfaßt hatte, daß er diese Tage nicht mehr als Bildhauer von Chur, sondern als Steinmetz vom Freital gearbeitet hatte . . .

Voll schwerer Gedanken verließ er den Friedhof. Er kehrte heut nicht im Gasthaus ein, sondern wanderte gleich über den schmalen Weg hinein in die Talmulde. Die Nacht fing an zu dämmern, und ringsum krochen die Berge wie ein unförmiges, zerrissenes Schattengebilde am klaren Himmel empor, an dem noch die letzte tiefe Röte des sinkenden Sonnenlichtes lag.

Wenn er so einsam seiner Wege zog, kehrten seine Gedanken gewöhnlich in die Stadt zurück, und dann vergaß er alles um sich her; wie in einem lebhaften Traum begegnete er den Menschen dort, die ihm in den letzten Jahren nahegestanden waren. Er sprach zu ihnen, hörte ihre Antworten, als stünde er ihnen wirklich gegenüber. Und da erinnerte er sich wieder der Stunde, in der er dem Mädchen seiner Liebe sein schwerstes Geständnis machte: „Ich bin im Schwarztann geboren, mein Vater ist ein Freier des Freitals . . . Es gibt bei uns alte, strenge Gesetze, und wenn die Heimat mich rufen sollte, dann muß ich gehorchen. Unsere Liebe muß wohl immer ein Geheimnis bleiben, weil mich keiner in der Heimat verstehen würde, mein Vater am allerwenigsten . . ."

Lied im Herbst.

Von Theodor Storm.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja, vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz -
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja, vergolden!

Und wie war die Antwort? „Mein Herz gehört dir, Heinrich, so oder so, mag kommen, was will!" —

Und es war so gekommen, wie er es geahnt und gefürchtet hatte. Der Schwarztann machte nun an ihm seine Rechte geltend, und ihr Vertreter war Johannes Aigner . . .

In seinen Gedanken hätte er bald den Mann übersehen, der unsicheren Schrittes ihm entgegenkam: es war der Klausenjörg.

„Wo gohst hi?" fragte der junge Bauer und stierte ihn an.

„Heim."

„Ja — jasoo!"

„Jörg!" rief Heinrich tadelnd; er merkte, daß der Bursche schwer betrunken war.

„Was willst machen? — Er ist wieder bei ihr, bald jeden Tag jetzt, weil er meint, er müßt sie kriegen!"

„Wer?"

Keine Antwort. Der Klausenjörg warf einen flammenden Blick zur „Rabenfluh" zurück und packte dann Heinrich grob am Arm. „Und wer ist schuld dran? Du! Bloß du! — — Wie lang bleibst du noch da?"

„Solang es nottut!"

„Du bist a Schwarztannler, aber auch i bin einer. Mir zwei wollen uns nit wehtun. Drum wart i, bis du furt bist. Mit dem anderen werd i dann scho fertig!"

„Du bist ein Narr! Was redst denn?"

„Was wahr ist! I hab mein Verstand no lang nit versoffen! — — Wenn du die Zenzl willst, du kriegst sie! Willst du sie nit . . . zwischen dir und mir steht noch der Schulmeister. Aber bei allen Heiligen . . .!"

Jetzt war Heinrich alles klar. Der Klausenjörg warb um die Tochter des Rabenfluhwirtes. Aber auch der Schulmeister liebte die Zenzl. Der Klausenjörg wußte sich in seiner Eifersucht nicht mehr anders zu helfen, als sich sinnlos zu betrinken. Vorläufig stand er selbst noch dazwischen, weil Zenzl sich für keinen der beiden entschieden hatte. Aber dann, wenn er wieder fort war . . .? Der wilde, gehässige Bursche war in seiner Eifersucht und Wut ja zu allem fähig . . .

„Willst du sie oder nit?" fragte der Klausenjörg keuchend.

Heinrich schwieg. Was sollte er ihm zur Antwort geben? Die Wahrheit? Nein, er mußte den Schulmeister zuerst warnen . . .

„So red doch amal!"

Oder sollte er die Wut des Burschen auf sich lenken? Er war doch ein Schwarztannler, der Schulmeister aber war ein Fremder . . .

„Ja — — oder nein!"

„Vielleicht . . ." antwortete Heinrich jetzt und maß ihn mit einem kalten Blick.

Da blitzte ihm ein Augenpaar voll wilder Feindschaft entgegen. „Dann schau zu, daß du nit z'spat kommst!" Und mit einem grimmigen Fluch taumelte der Betrunkene weiter, ohne sich noch einmal umzusehen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Fahrkarten — ganz groß!

Züge, die ohne Befehlsstab abfahren.

Von Karl Lütge.

„Bitte, einsteigen!" ruft der Schaffner der Harzburger Schwebebahn, der zugleich Zugführer und Lok-Führer in einer Person ist. Denn wir fahren hier mit einer jener luftigen Schwebebahnkabinen, die in kurzer Frist, durch den abgekürzten, unmittelbaren Weg von Tal zu Berg, die Höhe erreichen. Es geht schnell hinauf, in etwa 3½ Minuten, und zwar mit der kleinsten Personenbahn Deutschlands. Nur 490 Meter Gleis ist sie lang und überwindet rund 200 Meter Steigungsleistung vom Kurhaus im Tal bis zur Ruine der alten Kaiserburg auf dem Burgberg. Die Reichsbahn müßte zur Erzielung der gleichen Steigungsleistung ein langes, weitausholendes Gleis in vielen Kurven legen, das, vorsichtig gerechnet, 8 Kilometer Ausdehnung und 10—12 Minuten Fahrzeit für die Züge erfordert hätte . . .

Die Leistungen der Reichsbahn, die heute in Deutschland 62 000 Kilometer Strecken betreibt und als größter Verkehrsbetrieb der Erde 800 000 Gefolgschaftsmitglieder beschäftigt, liegen auf anderem Gebiet: Langstrecken- und Schnellverkehr. Bei den Zügen der nicht reichseigenen Eisenbahnbetriebe Deutschlands, von denen jetzt (mit Einschluß der Ostmark) annähernd 625 betrieben werden, bei jenen Zügen, die größtenteils ohne den Befehlsstab abfahren, sind in allen Teilen des Reiches erstaunliche Verkehrsleistungen festzustellen. Und nicht nur bei den Bergbahnen, von denen die Schloßbergbahn in der südlichsten Großstadt des Reiches, in Graz, wie die Zugspitz-Schwebebahn in Tirol (als steilste ihrer Art) oder die Drachenfelsbahn am Rhein als älteste, seit 1883, Dienst verrichten.

Die Harzquer- und Brockenbahn überwindet als die steigungstüchtigste Dampf-Schienenbahn Deutschlands nahezu 1000 Meter Steigung von der tausendjährigen Stadt Nordhausen bzw. von Wernigerode bis zum Brocken.

Die Moseltalbahn Trier—Bullay gibt ihren Fahrgästen „Fahrkarten — ganz groß!" Genauer gesagt: je länger der Weg, um so länger die Fahrkarte; denn auf dieser sind sämtliche 40 Stationen verzeichnet, und je nach Fahrtziel werden die nicht erreichten abgeschnitten oder die auf der Fahrt berührten an der Fahrkarte belassen. Die Kleinbahn fährt von Trier bis Bullay auf über 100 Kilometer Strecke durch eines der großartigsten Flußtäler der Welt, und dies mit bequemen langen Zügen, in denen früher einmal sogar Wein zu haben war . . .

Das Meer, ja, das Wasser überhaupt ist kein Hindernis für Eisenbahnen. Die zweieinhalb Kilometer lange Eisenbahnbrücke bei der stolzen Festungsstadt Wesel am Niederrhein imponiert so gut wie der Rügendamm und der durch das Wattenmeer an Deutschlands Nordgrenze erbaute elf Kilometer lange Hindenburgdamm nach Westerland.

Auch die „Therese" nötigt uns Bewunderung ab. Sie ist ein Triebwagen, der bei seiner Einführung im Fahrplan die Nummer T 1 bzw. T 2 führte; von Neustadt in Holstein strebt er mit angehängtem Postwagen aus Lübeck zur Küste, und dort rollt er auf eine Fähre, um nach der Insel Fehmarn übergesetzt zu werden. Er läuft das Streckennetz der mit 42 Dörfern besiedelten Insel ab und kehrt wieder nach dem Festland zurück.

Mit der Pferdebahn können wir in Deutschland auch noch reisen, allerdings nur an einer einzigen Stelle: auf der Nordseeinsel Spiekeroog. Dort erwarten kleine grüne Eisenbahnwagen, vor die je ein „1-PS-Hafermotor" gespannt ist, an der Anlegebrücke die Fahrgäste. Die Nachbarinsel Langeoog hat seit 1937 die Pferdebahn, die vorletzte, motorisiert; in Spiekeroog dagegen soll es nach dem Willen der Insulaner bei der Pferdebahn bleiben. Eine der 625 deutschen nicht reichseigenen Bahnen treffen wir hier, die pflichtgetreu ihren Dienst versieht, so gut wie die 11,5 Kilometer lange, just fünfzigjährige Dampf-Inselbahn drüben auf der Insel Borkum, wie die jetzt wieder bald lebensfähige Salzkammergut-Lokalbahn, die Stubaitalbahn in den Alpen, wie die Hirschberger Talbahn im Riesengebirge, die Samlandbahn in Ostpreußen u. a.

Leistungsfähig nach jeder Richtung ist, wie die Rheinuferbahn mit ihren elektrischen Schnell- und Personenzügen, auch die Schwebebahn in Wuppertal. Sie läßt sich noch immer als die einzige Bahn dieser Art in der Welt bewundern und versieht doch schon seit vierzig Jahren Dienst. Diese Bahn hat die Räder auf dem Dach und nur eine Schiene. Das Triebwerk läuft auf der Schiene oberhalb des Wagendaches, und der Wagen hängt frei nach unten. Zuweilen fahren 100 000 Menschen an einem einzigen Tage mit dieser Bahn, die damit der U-Bahn in Berlin, einer weiteren Privatbahn, des leistungsfähigsten Stadtverkehrsbetriebes außerhalb der Reichsbahn, ähnelt.

Hier ist der Befehlsstab zur raschen Abwicklung des Verkehrs längst eingeführt, während ihn die meisten der anderen Bahnen noch nicht kennen und ihn auch nicht brauchen.

Der Tumor von Mannskopfgröße.

Ein Verkehrsunfall und seine heilsamen Folgen.

Unter einem Tumor versteht die ärztliche Wissenschaft eine Geschwulst, die lokal beschränkt auftritt. Er nimmt zuweilen unnormalen Umfang an, namentlich dann, wenn es sich um Neubildung von Geweben handelt. Man unterscheidet zwischen parasitären Geschwulstbildungen und den durch Anhäufung von Blutbestandteilen sich entwickelnden Hämatomen oder Blutgeschwülsten. Es kommt zu Schleimgewebs-, Knorpel- und Knochengeschwülsten, zu Muskel- und Nervengeschwülsten, (infolge Wucherung der Nervenfasern), zu den mit Recht gefürchteten Gehirngeschwülsten, zu Lymphomen, Sarkomen und krebsartigen Wucherungen. Alles Erkrankungen, die teils gut-, teils bösartig verlaufen. Die Behandlungsart richtet sich meistens nach der Besonderheit der Geschwulst. Je früher sich ein derartiges Leiden auf operativen Wege — durch Exstirpieren mit dem Messer des Chirurgen — beseitigen läßt, umso besser sind die Heilungsaussichten. Selbstverständlich ist nur ein Arzt imstande, hier rechtzeitig wirksame Abhilfe zu schaffen und nicht etwa die Gesundbeterin oder ein sonstiger Kurpfuscher.

In ein schwedisches Krankenhaus wurde kürzlich eine zweiundfünfzigjährige Frau eingeliefert, bei der Verblutungsgefahr bestand. Man fand bei ihr einen Riesentumor von der Größe eines ausgewachsenen Mannskopfes und einem Gewicht von 7,3 Kilogramm. Es handelte sich in diesem Fall um ein sogenanntes Adenom, eine Drüsengeschwulst, die sich infolge einer Wucherung des Gewebes der Ohrenspeicheldrüse im Laufe von anderthalb Jahrzehnten zu einem Riesengebilde entwickelt hatte.

Die Frau hätte sich wahrscheinlich trotz der Schwere ihres Tumors noch nicht in ärztliche Behandlung begeben, wenn sie nicht ein Verkehrsunfall mit dem Aeskulapstab in Berührung gebracht haben würde. Sie versuchte eine Fahrbahn schnell zu überschreiten, kam dabei zu Fall, und zwar fiel sie mit dem Genick auf die Bordschwelle. Bei dieser Gelegenheit brach der Tumor auf. Bei der Einlieferung war die Frau bereits so stark ausgeblutet, daß nur eine sofortige Blutübertragung sie vor dem sicheren Tode bewahrte.

Im Anschluß daran wurde der Tumor — nicht ohne Schwierigkeiten — fortoperiert. Die Patientin erholte sich alsbald und konnte das Krankenhaus nach fünfzehntägigem Aufenthalt geheilt verlassen. Sie bedauerte nur, nicht früher den Weg zum Operationstisch gefunden zu haben.

Bereits vor fünfzehn Jahren bemerkte sie eine kleine, knotige Wucherung am Kiefergelenk unter und vor dem rechten Ohr. Die kleine Geschwulst wuchs langsam, aber unausgesetzt, war dabei unempfindlich gegen Stoß und Druck und verursachte der Frau keinerlei Beschwerden. Nach Ablauf von fünf Jahren hatte der Tumor bereits die Größe eines Hühnereis erreicht. Seltsamerweise suchte die Kranke niemals in all den Jahren einen Arzt auf, vermutlich weil

sie schmerzfrei blieb, obwohl die Wucherung allmählich geradezu beängstigende Ausmaße annahm. Als einzige Beschwerden gab die Kranke später an: leichte Ermüdbarkeit des Nackens und schiefe Kopfhaltung, verursacht durch die Schwere des Tumors.

Für die schwedischen Ärzte war dieser Fall in seiner Art einzigdastehend. Handelte es sich doch um den zweitgrößten Tumor, den die medizinische Literatur überhaupt kennt. (Der größte wurde vor Jahren im Gewicht von 13 Kilogramm bei einem südamerikanischen Indianer ermittelt.) Außerdem erschien es unfaßbar, daß eine Frau anderthalb Jahrzehnte lang solche Riesengeschwulst mit sich herumgeschleppt hatte, ohne nennenswerte subjektive Beschwerden und ohne ärztlichen Beistand in Anspruch zu nehmen.

Der Fingerabdruck im Indium.

Neue Beschäftigung für ein arbeitsloses Metall.

Deutsche Hirne und Fäuste kennen keine Arbeitslosigkeit mehr. Aber vorhanden ist sie noch bei gewissen — Elementen, bei Metallen wie dem Indium zum Beispiel, das bereits im Jahre 1863 entdeckt wurde, von dem man aber lange Zeit sagen mußte: „Irgend welche Verwendung hat weder das Metall noch irgend eine seiner Verbindungen bis jetzt gefunden, da der Preis enorm hoch ist (ein Gramm etwa 14 bis 15 Mark), es bietet daher auch nur ein rein wissenschaftliches Interesse dar."

Bei diesem rein wissenschaftlichen Interesse ist es heute erfreulicherweise nicht geblieben. Vielmehr hat sich in den letzten Jahren herausgestellt, daß sich der Stoff zu den verschiedensten Zwecken gut verwenden läßt. Besitzt er doch eine stattliche Reihe wertvoller Eigenschaften. Vor allem ist seine Widerstandsfähigkeit gegen das Rosten recht groß. Besonders gegen Säuren zeigt er sich unempfindlich. Das Metall ist zäh, weich und dehnbar. Eine Legierung aus Indium, Cadmium, Wismut, Blei und Zinn schmilzt schon bei 47 Grad. Sie erfreut sich in der Heilkunde gewisser Beliebtheit. Sie findet als Gußmetall Verwendung und eignet sich zur Herstellung von Fingerabdrücken. Andere Legierungen wiederum zeichnen sich durch erhebliche Festigkeit aus. In den Vereinigten Staaten will man sie daher mehr als je im Automobilbau verwerten. Durch entsprechende Behandlung mit Silber erhält man eine glanzvolle Metalloberfläche, die gegen Anlaufen gefeit ist. Diese Eigenschaft und die Widerstandskraft gegen den Rost machen das Indium zu einem Rohstof für allerlei Schmuck. Das Metall färbt die Gläser bunt. Es härtet die Oberfläche der Spiegel. Der Zahnarzt setzt es seinem Amalgan zu. Weil es frühe schmilzt und spät siedet, eignet es sich zur Messung hoher Wärmegrade, also zur Herstellung von Quarzthermometern.

Die Arbeitslosigkeit dieses Stoffes dürfte also die längste Zeit gedauert haben. Er wird schon heute in steigendem Maße in den Dienst der Technik gestellt. Allerdings wird noch nicht annähernd alles Indium gewonnen und ausgenutzt, das sich uns zur Verfügung stellt. Immerhin hat man bereits eine Reihe von Verfahren ausgearbeitet, die sich besonders mit der Gewinnung aus Erzen oder aus den Rückständen der Zinkblende befassen. Nach voraufgegangener grober Reinigung des Rohstoffes pflegt hier der elektrische Strom die Hauptlast der Reindarstellung zu tragen.

In der Freiberger Zinkblende hat man vor drei Vierteljahrhunderten zum ersten Male die Bekanntschaft des Indiums gemacht. Man fand es auch in der schwarzen Blende von Breitenbrunn in Sachsen, ferner in dem Flugstaube der Zinkröstöfen auf Juliushütte bei Goslar am Harz. Die Zinkblenden können bis zu 0,2 Hundertteile Indium enthalten. Als ein seltenes Element muß man es also trotz allem bezeichnen. Um so erfreulicher ist die Tatsache, daß nun auch solche Stoffe der Allgemeinheit [illegible] gemacht werden können.

Liebe und Aerger.

Von Felicitas von Reznicek.

Es gibt zwar Ärger ohne Liebe, aber keine Liebe ohne Ärger.

*

Wenn ein Mann anfängt, sich zu ärgern, dann liebt er nicht mehr. Wenn eine Frau sich ärgert, dann fängt sie an zu lieben.

*

Aus Ärger darf Wut werden, aber nie Gleichgültigkeit.

*

Liebe ohne Ärger ist wie eine vollkommene Schönheit — auf die Dauer nicht zu ertragen.

*

Sage mir, wie sehr du dich ärgern kannst, und ich werde dir sagen, wie schlimm es dich erwischt hat.

*

Der schönste Ärger ist für die Katz, wenn man sich nachher nicht versöhnen kann.

*

Ärger muß heraus, sonst entwickelt er sich zum Kummer.

*

Wenn ein Mann aufhört, sich zu ärgern, dann ist er schon lange verheiratet. Wenn eine Frau aufhört, sich zu ärgern, dann hat sie einen andern.



Bunte Chronik



Eissalbe für Flugzeuge.

Die englische Luftfahrt hat die Versuche vervollständigt, durch geeigneten Anstrich Propeller und Tragflächen der Flugzeuge im Winter vor einem Eisüberzug zu bewahren. Ursprünglich sollten mit dieser Art von „Eissalbe" nur die Tragflächen bestrichen werden. Unter der Bezeichnung „Kilfrost" hatten die Engländer schon in früheren Jahren gewisse Erfolge erzielt. In diesem Sommer haben die Ingenieure in einer Höhe von 10 000 Fuß künstliche Wolken von großer Kälte erzeugt. Jeder Gegenstand, der in ihre Nähe geriet, bezog sich sofort mit Eis. Eine Ausnahme machten nur die mit „Kilfrost" bestrichenen Propeller und Tragflächen der Flugzeuge. Die Eissalbe wirkte mindestens zehn Stunden, so daß in diesem Winter alle englischen Verkehrs- und Militärflugzeuge mit ihr behandelt werden sollen.



Lustige Ecke





Der Staubsauger im Dienst des Bankräubers.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.